

Trauerrede für Rupert Neudeck

Köln, St. Aposteln, 14. Juni 2016

Abgedruckt im *Spiegel*, 18. Juni

Eminenz, liebe Familie Neudeck, verehrte Trauergemeinde,

letzten Mittwoch habe ich Fernsehen gesehen, eine Stunde lang oder weniger, das Ende von „Report Mainz“, danach die „Tagesthemen“. Der Moderator kündigte den Beitrag mit der Entschuldigung an, daß jetzt schon wieder ertrunkene Flüchtlinge im Mittelmeer gezeigt würden, obwohl wir vermutlich schon abgestumpft seien von den immer gleichen Nachrichten, den immer gleichen Bildern. Dann sah ich einen blondbärtigen, stämmigen Mann auf einem Frachtschiff, der einen dunkelhäutigen Säugling im Arm zu wiegen schien. So friedlich wirkte das Baby, hatte die Augen geschlossen, den Mund offen, als ob es schlief. Der Helfer hatte es im Meer entdeckt, nicht ganz an der Oberfläche, sondern vollständig vom Wasser bedeckt, inmitten von Dutzenden, Hunderten anderer Leichen.

In der nächsten Sequenz berichtete ein Syrer, erkennbar ein einfacher Mann, wie er seinen Sohn bei dem Unglück verloren hatte. Die Frau und die Tochter konnte er im letzten Moment noch packen, als das Boot umkippte, aber der Sohn, der Sohn war nicht da, der Sohn war einfach weg. Was hat das Leben denn noch für einen Sinn, schluchzte der Mann, und neben ihm seine Frau, seine Frau konnte vor Weinen gar nicht mehr sprechen. Die Tochter, neun oder zehn Jahre alt, blickte stumm ihre Eltern an.

Dann die „Tagesthemen“; ein Reporter hatte die *Ärzte ohne Grenzen* zehn Tage lang bei der Seenotrettung begleitet, Bilder von überfüllten Schlauchbooten, 100, 200 Flüchtlinge dichtgedrängt auf dem offenen Meer. Wenn wir sie nicht entdeckt hätten, wären sie zu 99 Prozent tot, meinte regungslos der ukrainische Kapitän des Schiffes, das die *Ärzte ohne Grenzen* gechartert hatten, obwohl die Seenotrettung nicht zu ihren Aufgaben gehört – aber wenn es sonst niemand macht?

Fünf Jahre lang sei er schon auf der Flucht, sagte einer der Geretteten in passablem Englisch, in den Armen sein kleines Kind, neben ihm seine junge, unglaublich nett aussehende Frau, fünf Jahre, die letzten zwei Jahre in Libyen, wo es so wenig

auszuhalten war, daß die Überfahrt irgendwann den Schrecken verlor, der einkalkulierte Tod auch. Allein, seit sie an Bord gegangen seien, hätten mehr als 1000 Flüchtlinge ihr Leben verloren, teilt der Reporter im Off mit – in weniger als zehn Tagen mehr als 1000 Ertrunkene im Mittelmeer.

Das war mein Fernsehabend am vergangenen Mittwoch, in weniger als einer Stunde alles Leid wieder im Wohnzimmer gehabt, das im vergangenen Herbst vorübergehend ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war, um seit der Schließung der Balkanroute wieder entschlossen verdrängt zu werden.

Und dann? Dann bin ich Zähneputzen gegangen mit einem ganz mulmigen Gefühl. Sie fragen, was das mit Rupert Neudeck zu tun hat, dieses mulmige Gefühl. Ich glaube, daß es exakt den Unterschied markiert zwischen ihm und mir, zwischen ihm und den gewöhnlichen Menschen.

Sicher, man kann den Kanal wechseln, wenn schon wieder Ertrunkene im Mittelmeer gezeigt werden oder Hungernde in Afrika oder Hingeschlachtete in Syrien. Man kann die Bilder an sich abperlen lassen oder die eigene Angst vorschützen, o Gott, wenn die alle zu uns kommen wollen, und bestimmt sind auch Terroristen dabei. Man kann die Ertrunkenen, die Hungernden, selbst die Geschlachteten für ihr Schicksal selbst verantwortlich machen, mit ihrer Kultur, mit ihrer Religion und inzwischen sogar wieder mit ihrer Rasse begründen, warum sie es zu keinem Wohlstand, keiner Freiheit, keinem Frieden bringen. Aber so reagieren die meisten von uns nicht, wir gewöhnlichen Menschen, wenn wir im Fernsehen das Bild eines Ertrunkenen, eines Hungernden, eines Hingeschlachteten sehen, und wenn das Opfer ein Kind ist, fällt es sogar den Zynikern, den Ängstlichen und den Rassisten schwer, das Mitgefühl zu unterdrücken. Dann gestehen selbst sie sich ein, daß solche Bilder unangenehm sind, ja, eigentlich unerträglich, aber daß man sie jetzt einmal aushalten muß.

Aushalten – das ist ein sehr sprechendes Wort, das zuletzt im öffentlichen Diskurs fiel. Man muß die Mitleidlosigkeit aushalten – sie fällt uns schwer, denn sie entspricht uns überhaupt nicht, entspricht weder den Anlagen, die Gott uns mitgegeben hat, noch der Fürsorge, die wir durch unsere Eltern erfahren haben, und schon gar nicht der Zivilisation, in der wir aufgewachsen sind. Das Mitgefühl ist der natürliche, der menschliche Impuls, nicht die Gnadenlosigkeit. Einem Menschen in Not die Hand zu reichen, ist nichts, was wir lernen müssen; es ist etwas, was wir im Laufe unseres

Lebens verlernt haben, ja, auch wir gewöhnliche Menschen verlernen mußten, damit wir unser gewöhnliches Leben weiterführen. Ließen wir alles Leid ungefiltert an uns heran, was wir um uns herum sehen, würden wir zusammenbrechen.

Vielleicht überweisen wir am nächsten Tag den *Ärzten ohne Grenzen* ein bißchen Geld, vielleicht wählen wir Parteien, die auf Flüchtlinge wenigstens nicht schießen lassen wollen, vielleicht engagieren wir uns vor Ort in einer Willkommensinitiative, sammeln Kleider, geben Deutschunterricht, werben um Verständnis. Aber wir tun nicht das, was dieses mulmige Gefühl uns eigentlich sagt und was mein Kind, wenn es zufällig noch wach gewesen wäre, als letzten Mittwoch „Report Mainz“ und die „Tagesthemen“ liefen, nicht nur gefühlt, sondern auch ausgesprochen hätte, weil es dem urmenschlichen Instinkt entspringt, den das Kind noch nicht so gut verdrängt hat wie wir: Wir lassen nicht alles stehen und liegen, nehmen nicht das nächste Flugzeug nach Lampedusa, plündern nicht unser Konto oder ketten uns nicht am Bundeskanzleramt fest, damit - ja, so kindisch, aber das sind Kinder in ihrer weisen Unvernunft ja auch - damit die Welt eine bessere wird. Nein, wir Vernünftigen legen uns ins Bett und löschen das Licht.

Ich stelle mir vor, daß Rupert Neudeck ebenfalls ein mulmiges Gefühl hatte, als er 1979 die Bilder von den Vietnamesen sah, die in kleinen Booten aufs offene Meer flohen. Der Unterschied, von dem ich sprach, geschah genau hier: Er hörte auf sein Gefühl. Er löschte nicht das Licht. „Cap Anamour, das war so eine radikale Aktion“, sagte er 35 Jahre später über das, was ab dem nächsten Morgen geschah: „Ich mußte springen und wußte überhaupt nicht, wie es ausgeht.“ Es ging so aus, wie wir alle wissen, daß Rupert Neudeck gemeinsam mit Ihnen, Christel Neudeck, und vielen anderen Mitstreitern, die er mit seiner kindlichen Euphorie gewann, 10.395 Menschen aus dem Südchinesischen Meer gerettet hat. Und fortan immer weiter das Leben geführt hat, das man für andere lebt, 1991 in Angola, 1995 in Sarajewo, 2001 in Afghanistan, 2011 in Syrien, 2014 im Irak, um stellvertretend nur einige Orte zu nennen, wo er gegen alle Vernunft ausharrte, als weit und breit kein anderer Helfer mehr war.

Das Leben, das man für andere lebt, sagte ich. Klingt das nicht merkwürdig in unserer Zeit, da Selbstverwirklichung das höchste Gebot zu sein scheint, während Aufopferung, Askese, Hingabe schon beinahe ungehörig sind? Psychologen und Werbefachleute würden dringend davon abraten, nehme ich an, daß man für andere lebt. Dabei täuschen sie sich! Kinder zu sättigen, Kranke zu heilen, ist das Selbstverständlichste von

der Welt, sagte Rupert einmal selbst über sein Leben für andere, das Einfachste, das Schönste auch. Das mache unheimlich viel Freude, fügte er hinzu. Immer wollten die Leute und besonders die Journalisten hören, daß seine Arbeit schwer sei, daß er sich am Riemen reißen müssen, sich überwinden und so weiter. Nein, sagte Rupert, die Arbeit mache Freude, und genau deshalb mache er sie auch. Umgekehrt sei es viel anstrengender, also böse zu sein statt freundlich.

Ich glaube, jeder von uns weiß von sich selbst, wie gut es uns tut, wenn wir gut zu anderen Menschen sind. Und jeder sieht im Fernsehen, wie verbissen diejenigen Menschen aussehen, die für Härte plädieren, wie häßlich etwa die Gesichtszüge jener Politiker erstarren, wenn sie davon reden, daß wir die Bilder von ertrunkenen Kindern jetzt einfach mal aushalten müßten. Die tun mir auch leid, diese Politiker, weil sie doch auch Menschen sind und sich mit ihrer Härte selbst Schaden zufügen, weil sie ihre eigene Persönlichkeit verstümmeln, die im Grunde eine freundliche ist. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihre Eltern ihnen das beigebracht haben, und das Christentum, auf das sie sich manchmal berufen, hat sie die Gnadenlosigkeit schon gar nicht gelehrt, genausowenig übrigens wie die deutsche oder abendländische Kultur, die sie zu schützen vorgeben. Wenn die deutsche oder abendländische oder überhaupt irgendeine Kultur etwas lehrt, dann ist es der Großmut und ist es die Gastfreundschaft.

Dennoch helfen wir, wir gewöhnliche Menschen nicht in jeder Not und nicht jedem Bedürftigen, und wir haben durchaus Gründe, es nicht zu tun. Wenn wir alle Hungrige nährten, hätten wir bald selbst kein Brot mehr. Unser Herz ist weit, aber unsere Möglichkeiten sind begrenzt, wird das dieser Tage ins Politische übersetzt. Ich möchte diese Art von Realismus gar nicht kritisieren, das stünde mir nicht an, weil ich im Privaten doch gar nicht anders verfare, gar nicht anders verfahren kann, wenn ich mein gewöhnliches Leben fortsetzen will. Dahinter steckt ein zwar pragmatisches, aber auch ein sehr altes Prinzip. Denn die Religionen verlangen keineswegs von uns, alles zu geben, sondern immer nur einen bestimmten Anteil unseres Besitzes, unserer Kraft, unserer Fürsorge. „Gott lastet keiner Seele mehr auf, als sie tragen kann“, heißt es im Koran.

Und doch kann dieser Vers nur wahr sein, weil einzelne Menschen mehr tragen können als wir. Es gibt zu viel Leid auf der Welt; unsere Zivilisationen würden zugrunde gehen, wenn jeder von uns nur seinen eigenen Anteil an der Barmherzigkeit trägt. Es brauchte zu allen Zeiten einzelne Menschen, die alles geben, die so vielen Menschen helfen, wie

es eben nur geht, ohne zu fragen, was für sie selber übrigbleibt. Früher nannte man solche Menschen Heilige, und wo immer über sie geschrieben wurde in der Geschichte der Religionen, fiel auf, daß sie etwas Kindliches ausstrahlen, daß sie ein bißchen wie Kinder sind. Woher kommt das? Ich glaube, es kommt daher, daß sie sich einen Impuls bewahren, den jeder von uns kennt, dem jeder oft nachgibt, oft aber auch nicht: den Impuls, dem die Hand zu reichen, der unserer Hilfe bedarf, dem menschlichsten Impuls überhaupt. „Und wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen“, heißt es im Neuen Testament. Es war der Lieblingsvers von Rupert Neudeck.

Nun ist er, ich bin ganz sicher, selbst ins Himmelreich gegangen. Jedoch wir, wir sind zurückgelassen ohne hin. Jeder von uns spürt – das ist so ein Gefühl, das sich mir in allen Telefonaten und Gesprächen seit seinem Tod vermittelte -, daß wir ihn nicht nur persönlich gebraucht haben, als Ehemann, als Vater, als Freund, sondern daß er unserem Gemeinwesen jetzt fehlt, seine Stimme in Zeiten des wiederkehrenden Nationalismus, seine Tat in Zeiten der Flüchtlingsnot, seine Versöhnung in Zeiten des Terrors, seine Menschenfreundlichkeit, die über das gewöhnliche Maß hinausging. Was können wir tun? Ich glaube, verehrte Trauergemeinde, es geht nur so, daß jeder von uns, jeder einzelne, künftig ein bißchen mehr trägt als bisher. Alleine schaffen wir das nicht, und ein mulmiges Gefühl genügt jetzt nicht mehr.